

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Tahiti

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

Tahiti.

(Zweite Abtheilung.)

Die Beschaffenheit des Bodens ist sehr abwechselnd; die Seiten der Berge sind öfters mit einer leichten Erde bedeckt, aber auf dem Gipfel einiger nicht sehr hohen Hügel finden sich dichte Lagen von Düngererde von sehr hartem, rothem Ocker oder gelbem Mergel. Der Ocker hat viele Ähnlichkeit mit gebrannter Erde; die Einwohner der Insel Raturu und einiger andern des Archipels bedienen sich dessen zur Bemalung ihrer Thüren, Fenster, Kanots und selbst der Mauern ihrer Häuser; im letztern Falle vermischen sie ihn mit Kalk. Dieser Ocker, welchen man selten auf den hohen, von Basalt oder vulkanischem Zellenstein gebildeten Gebirgen antrifft, der aber gewöhnlich die Anhöhen bedeckt, ist keiner Lokalität besonders angeeignet; an vielen Stellen hat er mehre Fuß Dicke. Außer dem Erdreich, welches die Seiten der Berge überzieht, und den Grund der Thäler bildet, findet man auch rund um jede Insel angeschwemmte Stellen, welche Pflanzenerde in großer Menge enthalten, und bisweilen sich auf drei bis vier Meilen hin erstrecken. Dort legen die Eingeborenen Gärten an, und hiervon beziehen sie die Hauptmittel ihrer Subsistenz. Der Boden ist von ungewöhnlichem Reichthum und Fruchtbarkeit, und verlangt keine Vorbereitung, als einzig die, ihn mit dürrn Blättern zu bestreuen, mehr um ihn locker, als um ihn fruchtbar zu machen. Der Fuß der Gebirge, obgleich steinig, ist zum Anbau geeignet; nur in unmittelbarer Nähe des Oceans ist die Menge des Sandes der Fruchtbarkeit des Bodens nachtheilig. An mehreren Orten hat sich in Folge der Einwirkung des Meeres die Küste erhöht, und es haben sich steile Gestade gebildet, den Raum zwischen dem Ufer und den Gebirgen überragend: daher die beträchtlichen Moräste. Obgleich die

von den Lekttern ausgehauchten Dünste im Allgemeinen der Gesundheit schädlich sind, so stehen sie doch in hohem Werthe bei den Einwohnern: sie bauen darin verschiedene Gattungen Arum, welche zur Nahrung dienen, wenn die Jahreszeit der Brodfrucht vorüber ist. Der Boden der Insel könnte, wenn er angebaut wäre, eine zehnfach stärkere Bevölkerung, als die wirklich dort lebende, ernähren.

Die Temperatur ist nicht vielen Veränderungen unterworfen. Obgleich das Klima um Vieles heißer ist, als in Europa, so ist es doch minder heiß, als in Ost- und Westindien und dem unter gleicher Breite liegenden Theile des amerikanischen Festlandes: ohne Zweifel die Wirkung der unermesslichen Ausdehnung des Wassers, welches diese Inseln umgibt; denn unter dem 17° des Aequators steigt der Thermometer im Schatten selten über 90° (Fahrenheit), während in manchen Theilen des Archipels der Mittelstand 74° beträgt. Die Hitze ist fortwährend; ein Europäer findet sie drückend, obgleich sie es nicht so sehr ist, als in Indien. — So wie sie beschaffen, ist sie den Einwohnern angemessen, welche keine strenge Temperatur zu ertragen im Stande wären, und, mit Ausnahme der Gegenden in der Nähe der Moräste, ist das Klima dieser Inseln sehr gesund.

Der Himmel ist fast beständig heiter. Die Veränderungen der Temperatur sind weder plötzlich noch gewaltsam; See- und Landwinde wechseln den größten Theil des Jahres hindurch ab. Letztere erheben sich nach Sonnenuntergang, streichen durch die Thäler, und erfrischen die Atmosphäre; gleichwohl dehnen sie sich nicht sehr in die Breite hin. Man möchte sagen, sie athmen aus, so wie sie den Ocean berühren. Die Seewinde wehen des Morgens. Land- und Seewinde sind schwächer und unbeständiger, als diejenigen, welche an den Ufern des Festlandes unter den nämlichen Breiten graden herrschend sind.

Starke Luftzüge, Windstößen ähnlich, erheben sich von Zeit zu Zeit zwischen diesen Inseln, und verursachen große Beschädigungen, es brechen auch furchtbare Stürme aus, wovon die Pflanzungen und Hütten der Einwohner viel zu leiden haben: doch wird der Archipel niemals von jenen Orkanen und Wasserhosen heimgesucht, welche in Westindien so viele Verheerungen anrichten, und in den indischen und chinesischen Meeren ihre Wuth austoben. Im Allgemeinen sind aber die Winde mäßig, und vorzüglich sehr erfrischend.

Der Ostwind, mit einigen Abweichungen von Nordosten nach Südosten, herrscht beinahe ständig, und nur selten hat man über seine Heftigkeit zu klagen. Die Winde aus Norden sind oftmals stürmisch, mehr noch als die Südwinde. Auf den Societätsinseln ist der Westwind der herrschende, ausgenommen in den Monaten Dezember, Januar, Februar; während dieser Jahreszeit verdunkeln schwarze Wolken den Horizont, und fällt der Regen in Strömen.

Es regnet häufiger auf den Societäts- als auf den Sandwichinseln: außer der regnerischen Jahreszeit aber ist der Himmel selten bewölkt. Mehre Monate hindurch fallen, einen Tag um den andern, kleine Regengüsse, denen zuweilen ganze Monate trockener Witterung nachfolgen. Die Regenzeit, welche mit der heißen Jahreszeit sich in das tropische Jahr theilt, nimmt ihren Anfang, wenn die Strahlen der Sonne senkrecht niederfallen, und begreift den Zeitraum zwischen dem Januar und März. Um diese Zeit verwandeln die Regengüsse sich in Platzregen, welche oft mehre Wochen nach einander anhalten. Die Waldströme führen dann gelbliches schlammigtes Wasser, die Niederungen sind überschwemmt, — die Einzäunungen verschwinden unter der Ueberschwemmung, oder werden mit fortgerissen, und nur die größten Anstrengungen der Eigenthümer können viele Pflanzungen vor gänzlicher Zerstörung retten. Dieser Zeitpunkt macht sich auch durch häufige Windstöße, durch Ungesundheit des Klimas, durch Krankheiten und durch Stürme, mit Blitz und Donner begleitet, bemerkbar. Die Blitze, sind den Inselbewohnern oder ihren Wohnungen nur selten gefährbringend: der Donner hallt furchtbarer, als an jedem andern Orte der Erde. — Die Gebirgzüge des Archipels tragen noch zur Vermehrung des erhabenen Ereignisses bei.

Unter den merkwürdigen Naturerscheinungen des stillen Meeres ist auch der Ebbe und Flut zu gedenken. Diese begründet eine bemerkenswerthe Ausnahme der Newtonischen Theorie. Das Steigen und Fallen des Meeres scheint hier nur in sehr geringem Maße vom Monde abhängig zu seyn. Das Meer hat das ganze Jahr hindurch fast immer einerlei Höhe, es hebt und senkt sich nur um einige Zoll, und steigt nicht über einen bis anderthalb Fuß; wo dieß außerordentlicher Weise geschieht, rührt es anscheinlich von der Gewalt eines stürmischen Windes her, welcher die Wellen nach dieser Richtung treibt. Der auffallendste Umstand dabei ist indessen die Gleichförmigkeit der Zeit, wo Ebbe und Flut eintreten; während des ganzen Jahres, und bei jedem Mondstande, fällt das Meer um die sechste Morgen- und die sechste Abendstunde, und steigt um Mittag und Mitternacht. Dieß hat einen so regelmäßigen Verlauf, daß der Augenblick der Ebbe und Flut auf allen Inseln die Scheidelinie zwischen Tag und Nacht abgibt, und daß das Wort, hohes Meer, eben so viel als Mitternacht bedeutet.

Die Hitze eines tropischen Klima's, verbunden mit großer Feuchtigkeit und auf einen fruchtbaren Boden einwirkend, mußte auf den Südseeinseln eine eben so rasche als kräftige Vegetation erwecken; doch ist das Gebiet der Botanik mehr reich als mannigfaltig ausgestattet, besonders im Vergleich mit Neuholland und andern Tropenländern. Wenn indessen die polynesishe Flora nicht so ausgedehnt und glänzend ist, als die von Neu-Süd-Wales, wenn man in diesem Archipel weder die europäische Eiche noch

den indischen Theestrauch, noch die amerikanische Ceder, noch die neuseeländische Fichte findet, so dürfen sie nichts desto weniger ihrer Pflanzenwelt sich rühmen.

Die Seiten der Hügel und Berge sind von schönen Wäldern bedeckt. Unter den merkwürdigsten Baumgattungen gedenke ich des Apapa, Taifai, Nito oder Casuarina, des Tiari (*Aturites Tribola*) des Ali, dessen Holz die Insektenstiche abhält, der *Calophylla barringtonia*, der *Chespesia populnea*, der *Erythrina*, des Hibiscus, des Nuti (*Morus papyrifera*), dessen Rinde zur Verfertigung von Kleidungsstücken dient, und des Aoa, dessen Stamm fast einen Wald bildet. Die Insulaner glauben, daß der Mond gleich der Erde mit Bäumen und Gebirgen bedeckt sei, und wähnen, die Schatten, welche man auf demselben bemerkt, würden von den Zweigen des Aoa verursacht. Nach einer ihrer Sagen war einmal ein Vogel zum Mond aufgefliegen, und hatte im Schnabel einige Aoa-beeren mitgebracht, welche über den Archipel ausgestreut, dem Baume den Ursprung gaben, der ihnen so schätzbare Vortheile gewährt. Das nützlichste aber von allen Gewächsen ist der Brodbaum, dessen Stamm zuweilen zwei bis drei Fuß im Durchmesser hat, aus einem einzigen Triebe sich auf zwölf bis zwanzig Fuß erhebt, und dann aus Zweigen und Blättern sich eine herrliche Krone bildet. Seine Blätter sind breit, gezackt wie die des Feigenbaums, und zwölf bis sechszehn Zoll lang: die Farbe dunkelgrün mit glatter glänzender Oberfläche.

Die Frucht des Brodbaums ist gewöhnlich kreisrund oder länglicht, von etwa sechs Zoll im Durchmesser; sie hat eine rauhe, mit kleinen Nauten bedeckte Schale, deren Farbe stufenweise vom Grünen in's Braune und Gelbe übergeht: sie hängt an den kleinsten Zweigen des Baumes mit einem kurzen, dicken Stiele, theils einzeln, theils in Fruchttrauben zu zwei bis drei Stücken. Der Anblick eines Brodbaumes mit seiner reichen Bepflanzung und mit seinen grünen oder goldglänzenden Früchten, ist einer der angenehmsten. Der Brodbaum trägt Früchte nach dem fünften Jahre, und fährt damit fünfzig bis sechszig Jahre fort. — Die Frucht wird niemals roh genossen; die Eingeborenen haben mehre Versfahrungsarten, sie zuzubereiten. Wenn sie auf Reisen sind, so backen sie sie über einem Holzfeuer oder in der Asche, und essen sie dann geschält; dieß nennen sie Tunupa. Zuweilen tauchen sie sie so zubereitet in's Wasser, und wenn sie davon gehörig getränkt ist, hat sie ein weiches, zartes, schwammiges Fleisch; mit einem Worte, sie gibt eine Art von Teig, welchen die Insulaner äußerst schmackhaft finden.

Die gewöhnlichste und beste Art, die Frucht des Brodbaums zuzubereiten, ist, sie auf einem Lager von heißen Steinen zu backen. Man schält sie zuerst, dann schneidet man jede Frucht in zwei bis drei Stücke, und nimmt sorgfältig den Kern heraus; nun legt man heiße Steine in eine

Grube, die als Backofen dient, bedeckt sie mit Blättern, und auf diese vertheilt man die in mehr oder weniger Stücke zerschnittenen Früchte; dann folgt wieder eine Lage von grünen Blättern, und auf diese abermals heiße Steine, endlich bedeckt man das Ganze mehre Zoll hoch mit Erde und Blättern. Nach anderthalb Stunden nimmt man die Früchte heraus, man findet sie nach Innen gebräunt, sie enthalten eine weiße oder gelbe, zellige, weiche Substanz, der Krume eines Brodes aus Getreide ziemlich ähnlich. Darauf beschränkt sich aber die Aehnlichkeit: der Geschmack der Frucht ist fade; obgleich mehlicht, steht sie darin andern Gewächsen, namentlich der Kartoffel, nach, mit welcher sie auch im Wohlgeschmacke keinen Vergleich aushält.

Man kann sagen, daß die Brodfrucht die Hauptnahrung der Bewohner der Südseeinseln abgibt. Sie lieben sie ohne Maß, man muß aber auch anerkennen, daß dieselbe ihrer Leibesbeschaffenheit vollkommen entspricht, denn nach einigen Wochen vom Anfang der Reife dieser Frucht scheint das allgemeine Wohlbefinden des Volkes sich zu erhöhen.

Eine besondere Eigenschaft des Brodbaums, die man nicht vergessen darf, ist, daß er des Jahrs zwei, zuweilen drei Ernten gibt: eine Fruchtbarkeit, die um so schätzbarer ist, als die Bemühungen zur Einführung des Getreidebaues in Polynesen bisher mißlungen sind.

Eine alte Legende erzählt den Ursprung des Brodbaumes folgendermaßen:

Zu jener uralten Zeit, wo die Bewohner des Archipels sich mit rother Erde ernährten, lebte ein Mann und eine Frau, die aus ihrer Ehe nur einen einzigen Sohn hatten. Sie liebten ihn zärtlich. Nun war aber dieser Sohn von schwacher und zarter Gesundheit, weshalb der Mann eines Tages seiner Frau sagte: Unser Sohn jammert mich, wenn ich ihn ansehe, sein Körperbau ist zu schwach, um rothe Erde zu essen, ich will sterben, um ihm zur Nahrung zu dienen. — Die Frau erwiederte: wie soll das zugehen? Aber der Mann entgegnete: Ich werde zu unserm Maraë (Hausgott, Manitu) beten, er ist mächtig, und wird meine Bitte gewähren.

Sonach betete dieser Mann zu seinem Maraë, und sein Gebet wurde erhört. Noch an demselben Abend rief er seine Frau, und sagte ihr: Sieh mich an, ich sterbe. Wenn ich nicht mehr bin, so nimm meinen Körper, vertheile ihn in mehre Theile, und pflanze sie in die Erde an verschiedenen Orten; alsdann gehe zurück in Deine Hütte und warte. Wenn Du einen Ton hören wirst, erst wie von einem Blatte, dann wie von einer Blume, dann wie von einer unreifen Frucht, dann endlich wie von einer reifen Frucht, die zur Erde fällt, so wisse, daß ich es bin, und mich in Nahrung für unsern Sohn verwandelt habe.

Bald darauf starb der Mann. Die Frau, gehorsam dem Gebote, das sie erhalten hatte, begrub den Magen ihres Mannes neben ihre Hütte.

Bald darauf hörte sie einen Ton, wie ein fallendes Blatt, dann wie eine Blume, dann wie eine Frucht in voller Reife. Der Tag begann anzubrechen, sie erweckte ihren Sohn, und ging mit ihm hinaus zur Hütte. Sie fanden neben der Thür einen schönen Baum voll Blätter und Früchte, das Kind sammelte mehre davon. Es opferte die erste dem Marä und die zweite dem König. Es aß keine rothe Erde mehr, sondern ließ, nach dem Rathe seiner Mutter, jene Früchte backen, um sich künftig davon zu nähren, und erlangte seine Gesundheit wieder — denn dieß war der Brodbaum. Während der Jahreszeit, wo der Baum Früchte trägt, versammeln sich zuweilen die Einwohner eines Distrikts, um eine Quantität dessen, was sie Opio nennen, zu bereiten. Ihr Verfahren ist folgendes: Sie graben in der Erde eine Grube aus, von zwanzig bis dreißig Fuß im Umfange, welche als Ofen dienen soll. Man belegt den Grund derselben mit breiten Steinen, auf welche man Holzstücke setzt, und zündet ein großes Feuer an; wenn die Steine einen hinlänglichen Wärmegrad erreicht haben, so zieht man sie an die Ränder der Grube zurück, und wirft an ihre Stelle die Früchte vom Brodbaum zu Hunderten, so wie sie eben gepflückt worden sind. Man bedeckt sie mit einer dünnen Schichte von Blättern, auf die Blätter legt man die aus der Mitte hinweggeschafften heißen Steine, und überschüttet das Ganze mit einer Lage von Blättern und Erde. Der Backofen bleibt einen bis zwei Tage in diesem Zustande; dann wird an der Seite eine Oeffnung angebracht, und die gemeinschaftlichen Eigenthümer des Ofens nehmen die gewonnene Quantität von Teig hinweg, bis der Ofen geleert ist. Auf solche Art gebacken, kann die Brodfrucht sich mehre Wochen lang erhalten.

Dieß ist nicht der einzige Gewinn, den der Brodbaum gewährt. Er liefert auch noch eine Art Gummi, welches aus der Rinde träufelt, und nachdem es an der Sonne hart geworden, zum Firnissen der Kanots, die es undurchdringlich macht, gebraucht wird. Selbst die Rinde der jungen Schößlinge des Baumes wird von den Eingeborenen benutzt, um verschiedene Gewebe daraus zu verfertigen. Aus dem Stamme bauen sie ihre Häuser und Kähne. Die Missionäre haben bis an fünfzig Varietäten dieses nützlichen Gewächses gezählt, und jede derselben hat in der Sprache der Eingeborenen ihren besonderen Namen.

Nach dem Brodbaum ist die nützlichste Pflanze dieser Inseln das Taro oder Arum. So nennt man eine dicke, knollige Wurzel von länglichter Form, neun bis zwölf Zoll lang, und fünf bis sechs im Durchmesser haltend. Die Wurzel treibt keinen Stengel; die breiten, herzförmigen Blätter sprossen an dem einen Ende derselben, und die Blüte ist in einer Scheide eingeschlossen. Auch hiervon zählt man mehre Varietäten, deren drei und dreißig besondere Benennungen haben. Da das Taro feuchten Boden liebt, so wird es mitten in den morastigen Gegenden des Archipels gebaut. Die

Wurzel ist im rohen Zustande ungemein scharf; in den Mund genommen, würde sie nicht allein einen empfindlichen Schmerz, sondern auch Blasen an der Zunge und dem Gaumen verursachen. Sie wird auf gleiche Weise wie die Brodfrucht zubereitet: d. h. man läßt sie backen, nachdem vorher mit einer Muschel die Schale abgenommen worden. Sie stellt dann eine mehligte, sehr nahrhafte Substanz dar, welche ziemlich richtig an die irländische Kartoffel erinnert.

Der Archipel hat noch andere Wurzeln, welche als Nahrungsmittel gebaut werden, in Ueberfluß: dahin gehören die Ignamen (*Dioscorea alata*) der süße Erdapfel (*Convolvulus Batatas*) &c. Die Eingeborenen kennen den Gebrauch des Reißes; doch haben sie, wenn auch die Wärme und Feuchtigkeit dem Baue desselben günstig sind, noch keinen Versuch gemacht, ihn auf ihren Inseln einzuführen; vielleicht haben sie wohl gethan, man weiß, wie ungesund die Luft eines Landes durch die Reißfelder wird.

Im Archipel gibt es keine Schlangen; die einzigen giftigen Reptilien sind eine Art von Tausendfuß und eine sehr kleine Varietät des Scorpions: doch hat ihr Stich keine ernstlichen Folgen. Auch Raubvögel und Raubthiere finden sich nicht, ausgenommen einige wilde Schweine und Hunde, die in den Gebirgen sich aufhalten, ohne vielen Schaden zu thun.

Uebrigens steht das Thierreich in Zahl und Mannigfaltigkeit dem Pflanzenreiche nach. Es begriff zur Zeit der Entdeckung fast ausschließlich nur wilde Schweine, Hunde und Ratten. Die Ersteren, Puua oder Buua genannt, sind durch ihre Mischungen mit englischer und spanischer Rasse bedeutend ausgeartet. Ehedem waren sie kurz von Wuchs, hochbeinig, hatten eine lange Schnauze, kleine aufrechtstehende Ohren und krause, wollenähnliche Borsten. Man behauptet auch, daß sie, den Gewohnheiten der Gattung ganz entgegen, einen entschiedenen Abscheu vor dem Schlamm hatten, und nichts so sehr als Reinlichkeit liebten. Diesem nach müßten sie sich mit der Zeit sehr verändert haben, denn heutzutage wälzen sie sich so behaglich im Koth, wie ihre Brüder in Europa.

Das Fleisch des tahitischen Schweines ist nicht sehr schmackhaft; man schreibt dieß der Ursache zu, daß es vorzugsweise mit den Früchten des Brod- und Kokosbaums genährt wird. Die Eingeborenen rühmen das Hundefleisch sehr, doch scheint es nicht, daß diese Speise jemals im Volke sehr gebräuchlich gewesen, es war ein nur den Häuptlingen vorbehaltenes Leckerbissen. Von Ratten wimmelt es auf Tahiti und den benachbarten Inseln, aber zur Nahrung dienen sie nicht, wie dieß öfters im Archipel der Freundschaftsinseln geschehen. Nothwendig mußten, wo es Ratten im Uebermaße gibt, die Katzen sehr gesucht seyn; die aus Europa eingebrachten haben sich vollkommen akklimatisirt, und es gibt jetzt wenige Häuser, die nicht ihre Katzen haben.

Zu diesen Vierfüßlern muß man nunmehr das Pferd, den Esel, den

Dahen, die Ziege, das Schaf rechnen; Letzteres allein kostet Mühe, zu naturalistren: eben so verhält es sich mit dem Kaninchen, welches nicht lange dort leben kann.

Die Vögel, welche die Wälder der Südseeinseln bevölkern, zeichnen sich weder durch Schönheit des Gefieders, noch durch melodischen Gesang aus. Am zahlreichsten ist die Klasse der Wasservögel; man zählt darunter den Albatros (*Diomedea exulans*), von den Eingeborenen Obutu genannt, den Tropikvogel (*Phaethon aethereus*, Obutu), mehre Varietäten des Petrel ic. In den Gegenden der Seen findet man viele Reiher, welche auf den Felsen Wache stehen, oder gravitatisch am Wasser hinspaziren. Die Moräste und Lachen sind mit wilden Enten bedeckt.

Sonach sind von den verschiedenen Thiergattungen, welche der Archipel in unsern Tagen enthält, einige zur Zeit der Entdeckung selbst dort vorgefunden, die übrigen sind seitdem eingebracht worden. Um das Vorhandenseyn der Erstern zu erklären, haben die Eingebornen ehemals die albernesten Fabeln zur Hand genommen. Einige ließen die Schweine, Hunde, Ratten von Westen herkommen, andere behaupteten, die Menschen hätten sie geschaffen. Es gab selbst eine ziemlich übelklingende Tradition, der zufolge der verwesene Leichnam eines Menschen dem Schweine seinen Ursprung gegeben haben sollte. Die asiatische Lehre von der Seelenwanderung wurde unter diesen Insulanern nicht angetroffen: dennoch schrieben sie den Schweinen eine Seele zu, und nahmen an, daß diese Seelen nach dem Tode des Thieres einen besondern Ort, Osetuna genannt, bewohnten. Sie dehnten dieß System noch weiter aus, und schrieben den Pflanzen und Blumen gleichfalls Seelen zu. Die Schweine standen in großer Gunst; jedes erhielt bei seiner Geburt einen eigenen Namen zum Unterschiede von seinen Brüdern und den Mitgliedern der Familie. Der einzige Unterschied zwischen dem Schweine und seinem Herrn bestand hier darin, daß dieser öfters seinen Namen veränderte, jenes aber den seinigen beständig beibehielt.



Korrespondenz der Zeitschrift.

Aus Preußen.

Seit einiger Zeit befindet sich in Danzig ein Gast seltener Art, ein tatarischer Fürst, Balthasar mit Namen, der als Tscherkessenoffizier in Warschau stationirt, den Russen, einer Mißhandlung wegen, desertirt ist und sich nach Preußen gerettet hat. Er verbarg sich zuerst in dem Städtchen Strasburg an der polnischen Gränze, mußte aber auf höheren Befehl von der Grenze fort und begab sich deshalb nach Danzig, um sich von hier aus über England nach seiner Heimath Kaukasien einzuschiffen. Lassen wir den jungen, feurigen Mädat selbst reden, wie er den Hergang des Vorfalles den Danzigern mitgetheilt hat.

„Meine Wiege,“ so erzählt Balthasar, „stand zwischen zwei Meeren. Das Brausen des Aral und der dumpfe Donnerton des kaspischen Meeres, nicht der Gesang eurer Nachtigall, war mein Schlummerlied. Die zahllosen Heerden meines Vaters Ibrahim weideten, ja schon die Zelte meines Großvaters, des Fürsten Bogus, standen zunächst der Stadt Harbubal. Ich gehöre also nicht dem Stamme der menschenverhandelnden Tscherkessen, sondern dem ritterlichen, kampfsgeübten Stamme der freien Tataren von der großen Horde an, die noch die unbezwungene heißt, und mein Ge-

burtsort hört die süßen Töne der Perser, die Nasentöne der Chinesen und die knurrende Sprache der Russen: denn gleich weit von allen wohnte ich. Meine Jugend verfloß im Schoße meiner zahlreichen Familie. Neun Brüder und vierzehn Schwestern beglückten die Spiele meiner Kindheit, welche wild waren wie unser ganzes Leben. Der Klang der fernhintönenden Bogensehne, der Knall der Büchse, das Klirren des Säbels ist uns die lieblichste Musik: Krieg unser Leben; und wenn die Mährchenerzähler während der langen Winterabende, wenn die Horden näher zusammenrücken, uns Kunde brachten von den blutigen Kämpfen im Gebirge jenseits des kaspischen Meeres, von den Schlachten der Tscherkessen und der Russen im Kaukasus, da sprüheten meine Augen Feuer und das Blut des Tatarenchan Timur-Lenk brauste auf und wollte das Herz mir sprengen, — und als ich siebenzehn Mal unsere Weideplätze hatte grünen sehen, schenkte mir mein Vater diesen Ring, welchen ich am Daumen trage, als ein Zeichen der Reife und Ritterlichkeit, daß er gebraucht werde, um mittels seiner die Waffen fester zu halten. Auch die bogensfährenden Vasskiren haben dergleichen Ringe von Horn, weil Silber ihnen zu theuer ist, und fassen damit die Bogensehne und ver-

mögen so mehr Kraft, als mit den bloßen Fingerspitzen anzuwenden.

Nun war ich ein Mann, nun durst' ich in den Kampf und konnte wählen, wohin. Zu den feigen Chinesen, die unser Stamm beherrscht, mocht' ich nicht, denn dort ist kein Ruhm zu gewinnen. Zu den Persern, welche lieber den Flötentönen der Nachtigall lauschen und, in ihrem Harem zwischen duftigen Rosen und Ambra ruhend, sich von schönen Mädchen die Nägel gelb und die Augenbrauen schwarz malen lassen und Opium rauchen, mocht' ich auch nicht: mich widerte dieses thatenlose Schwelgen an und ich habe sie niemals um etwas Anderes beneidet, als um den herrlichen Schiraswein, — schade, daß er nicht bei uns wächst! Ha, wenn unsere Männer ihn hätten, sie würden noch einmal die Welt in Entsetzen bringen und sich in euren reichen Wiesenthälern bleibende Weideplätze suchen und sie nicht wieder verlieren wie Attila und Batu.

Mein Vater, meine Mutter segneten mich, meine Brüder umarmten, meine Schwestern küßten mich, und ich zog von dannen zu den tapfern Russen, auf welche meine Wahl fiel, da sie die glücklichsten Kriege führten. Mein Ross trug mich zu der alten Stadt der Zaaren. Einen treuen Diener hatte mein Vater mir mitgegeben. Wir nahmen Beide Dienste als Freiwillige, und ich sah in Moskau zweimal den Frühling, bevor man uns zu Siegen nach dem Kaukasus führte. Sechsmal ward ich da verwundet, aber die Fischerkessen wissen auch von dem schweren Arm des Balthasar Ibrahim zu erzählen.

Wir rückten darauf in friedlichere Länder, und ich kam mit dem muselmännischen Kosakenregimente nach der Stadt der Polenkönige, über welche jetzt der Zaar herrscht. Ich bin Junkeroffizier und kommandire einen Zug von dreißig Pferden. Bald wäre ich Rottenmeister geworden und hätte dann zwei solcher Züge erhalten. Da beschloß es der Lenker unseres Schicksals anders. Als im vorigen Jahre, im Monat da die Blätter gelb werden, auf der Mukutower Haide bei Warschau ein Manöver gehalten wurde, versammelte ich meine fünf und zwanzig Mann mit ihren fünf Unteroffizieren, um sie zum Regimente zu führen. Einer der Leute war

krank geworden. Es war zu spät, dieß zu melden. Ich zog daher nur mit neun und zwanzig Mann dem Orte des Manövers zu. Schon neigte sich der Tag, als meinem nächsten Vorgesetzten, dem Rottenmeister Prudun Beg, einem Muselmanne, der Mangel in meinem Zuge auffiel. Er ritt an mich heran und frug: Warum hast Du nur neun und zwanzig Mann? he? — Der dreißigste ist krank. — Und Du hast's uns nicht gemeldet? — Dazu war keine Zeit mehr; ich erfuhr's selbst so eben erst beim Ausmarsch. — Er wird auch wohl zu viel Schweinefleisch gefressen haben, der Kranke; er ist auch ein Katholik wie Du. Ist eine Hundereligion, die eure. — Und mit diesen Worten berührte er meine Brust mit seiner verkehrten Hand, als ein Zeichen der Verachtung, welches ich nicht zu ertragen vermochte. Mein Blut schäumte auf. Ich riß meinen Sarras aus der Scheide, und zu schlecht für meine adelige Klinge, wollte ich ihn nicht durch einen ritterlichen Tod ehren, sondern ihn wie ein Schwein erschlagen. Ich versetzte ihm also zwei Hiebe mit dem Säbelgefäße, daß er sogleich vom Pferde niederstürzte, und dann jagte ich die Klinge durch die Brust seines Rosses, so daß es auf der Stelle verendete. Die Reiter, welche Zeugen von der Beleidigung und meiner Rache gewesen waren, hatten keine Lust, sich mir zu nähern; auch wäre das, da ich einmal im Zorne war, einem Jeden übel bekommen. Ich winkte daher meinem Halbbruder, der in meinem Zuge stand, und meinem getreuen Diener mir zu folgen, und alsbald ging's davon, der preussischen Grenze zu. Doch verfehlte ich den Weg, und statt über Plock zu gehen, ging ich über Ploz, erst später meines Irrthums gewahr werdend und mich nach Scerpe wendend.

Rastlos war ich die Nacht hindurch geritten. Es haben uns die Kosaken, zweimal wechselnd, verfolgt. Zuletzt hatten sie ihre Order an ein Pilet von muselmännischen Fischerkessen abgegeben, und diese waren auf unserer Spur und erreichten uns in der Frühe des Morgens unfern des letztgenannten Ortes, noch bevor die Morgendämmerung anbrach. Schon waren wir nahe an neun Stunden ununterbrochen geritten. Meines Rosses Hufe streifte bereits längere Schatten

auf dem thaubeperrten Grase ab, da rief ich ihm zu: Sakul, Sohn des Ala Jetscha und der leichtfüßigen Karamuidan, welche mein Vater selbst in Arabien kaufte, mache Deinem Stammbaum keine Schande! — und mit frischem Muth schüttelte das edle Thier die Müdigkeit der durchflogenen Nacht von sich; leichter als je hoben sich seine Glieder und es berührte kaum des Grases Spitzen. — Aber die Tschertessen hatten uns den Weg abgewonnen. Frisch waren ihre Rosse. Ein bedeutender Bogen, den wir machten, war von ihnen abgeschnitten. Sieben Unteroffiziere und ein Oberer kamen uns nahe genug, um uns anzureden. Einer derselben rief, ich solle mich ergeben oder er würde schießen. — Schieß zu, erwiederte ich, aber triff gut, sonst hast Du zum Legtenmal dein Gewehr geladen. — Das Gefecht begann, während wir stets im vollen Carriere blieben. Mein edles Thier bedarf keines Zügels. Ich lenkte es mit dem Munde, hatte also beide Hände frei. Im Augenblicke, da der Tschertesse schoß, warf ich mich unter das Pferd, — und der Rauch seiner Pistole war noch nicht verweht, so stürzte er schon von meiner Kugel durchbohrt zu Boden. Im Fliehen lud ich das Gewehr wieder. Mein Halbbruder, mein Diener schoß. Mancher wurde getroffen, doch leider auch meine beiden Begleiter, welche todt auf dem Plage blieben und ihr Gepäck und ihre edeln Rosse den Verfolgern überließen. Noch waren vier, die mir nachsetzten und oft mir nahe waren. Doch nach beiden Seiten hielt ich meine Pistolen hin, schlug bald auf diesen, bald auf jenen an und hinderte sie solchergestalt mir zuvorzukommen und meinem Pferde die freie Bahn zu verlegen. Sie schossen noch immer aus geringer Entfernung, fünf Kugeln pfften dicht an mir vorbei, die sechste traf mich in den Schenkel und ich fühlte mein Blut langsam herabrieseln. Doch nach und nach ermüdeten meine Verfolger und ließen ab, nur der Oberste blieb mein treuer Begleiter, bis unfern Rypin ein sumpfiger kleiner Fluß mich seinen Nachstellungen entzog. Mein edles arabisches Roß setzte leichten Fluges hinüber, sein Pferd plumpete in den Morast hinein, und während er sich vergebens abarbeitete,

um herauszukommen, flog mein Sakul auf die preussische Grenze zu. Ich hielt einen Reiter, anscheinend einen Wirthschafter, an, um ihn nach dem Wege zu fragen. Es war noch ein und eine halbe Meile bis zum preussischen Adler. Ich erhielt einen Führer, einen Bauer, der mit den Wegen wohl Bescheid wußte und neben her lief, doch da es unmöglich war, daß er mit meinem Sakul gleichen Schritt hielt, und es mir um Eile zu thun war, hieß ich ihn sich auf die Kruppe des Pferdes setzen. Der Kerl fürchtete sich vor mir, der ich geschwärtzt von Rauch und Pulver und geröthet vom eigenen Blute war, und wollte nicht. Ich hielt ihm jedoch mein Pistol vor die Nase, und da ging's schon besser. In einer halben Stunde sah ich schon die Kosaken, welche jeden Weg besetzt hielten, vor mir auf und abreiten. Ich suchte sie zu umgehen, doch sie bemerkten mich und jagten mir mit eingelegten Lanzen nach. Auch hier war ein breiter Sumpfsgraben mein Rettungshafen. Sakul, von einem dreißig Meilen langen Ritt noch nicht erschöpft, setzte trotz seiner doppelten Last leicht über den Graben, und während die Kosaken noch einen Uebergangspunkt aufzufinden suchten, erreichte ich das preussische Städtchen Strasburg.

Die Tschertessen hatten sich wieder eingefunden, waren in Eivilkleidern nach der Stadt gekommen und hatten, da sie mich nicht mehr fangen konnten, die Absicht, mich zu erdolchen: denn sie trugen verborgene Waffen. Ein Gendarm entdeckte dies und gab dem Landrathe davon Nachricht, weshalb dieser mich in sein Cabinet einschloß, bis die Tschertessen unter militärischer Begleitung aus der Stadt transportirt wurden. Noch nicht zufrieden, erschien am folgenden Tage ein tschertessischer Offizier und reklamierte mich als einen Verbrecher, welcher der Kriegskasse zwanzigtausend Rubel Silber entwendet habe. Die Angabe war zu lächerlich, um nicht gleich als Lüge erkannt zu werden. Niemand kann so schweres Geld auf einem Pferde forschaffen. Ich schrieb jedoch an den Fürsten Paszewitsch, welcher mir sofort das Zeugniß zukommen ließ, daß überhaupt keine Kasse beraubt und daß ich nur als ein Desertör verfolgt sei, daß auch

Waffen und Pferde nicht kaiserlich, sondern mir zugehörig. Der verdammte Prudun Beg, welcher nicht todtgeschlagen, sondern nur beläutet gewesen, ist von dem Fürsten in den Kaukasus zurückgeschickt worden.“ —

So hatte der Flüchtling auf seinem unvergleichlichen Schimmel, einem ächten Araber, von fünf Uhr Nachmittags bis um sieben Uhr des andern Morgens, also in vierzehn Stunden, ohne zu füttern oder auch nur anzuhalten, die nahe an zwei und dreißig Meilen betragende Entfernung von Warschau nach Strasburg zurückgelegt. Von Seiten der Bewohner Strasburgs und noch mehr des dort ansässigen Landadels, meistens von polnischer Abkunft, wurde dem muthigen Reiter und seinem Sakul die größte Zuvoorkommenheit erwiesen, so daß dem Tscherkessen bei Bestimmung seines Aufenthaltsortes die Wahl zwischen mehren Landgütern blieb. Er gab jedoch dem, einem Herrn von Wylecyk gehörenden, bei Culm gelegenen Gute Rynst den Vorzug, wo er den Winter und Frühling über verweilte. So kräftig nun auch die preussischen Behörden den Asiaten gegen alle Versuche Rußlands, seiner habhaft zu werden, vertheidigten, so konnte ihnen doch sein längeres Verweilen im Lande nicht angenehm seyn, weil sein und seines Schimmels Anblick und die Erinnerung an das heldenmüthige, so eben in heroischer Selbstvertheidigung begriffene Volk, dem er durch die Geburt angehört, auf die Grenzbewohner eine aufregende Kraft auszuüben schien. Und so verließ dann endlich der Tatarenfürst das gastfreie Rynst, nachdem seine Gönner ihn mit einem namhaften Kreditbriefe auf ein Danziger Handlungshaus ausgestattet hatten, um sich von Danzig aus über Paris nach seiner Heimath zurück zu begeben. So traf er denn am 15 Juni auf seinem unvergleichlichen Schimmel in Danzig ein, und nahm hier im Hotel de Rome sein Absteigequartier. Dort macht er denn viel Aufsehen. Das Aeußere dieses, nach seiner Angabe, sechs und zwanzigjährigen Kriegers ist höchst einnehmend. Man sieht nicht leicht einen schönern Mann, mit einem größern Ausdruck von Adel und Biederkeit. Der Blick seines dunkeln, reh-artigen Auges, welches er nur langsam bewegt, hat ein

eigenthümliches Feuer, etwas überaus Scharfburchdringendes. Er hat hier bei den preussischen Offizieren so viel Theilnahme gefunden, daß von ihnen, da es sich ausgewiesen hat, daß seine Mittel zu der weiten Reise schwerlich ausreichen dürften, eine Sammlung zu seinem Besten veranstaltet wurde. Täglich produzirt er vor den staunenden Augen der Danziger die hohe Kunst seines Sakuls, indem er vor dem Divaer Thore denselben herumtummelt und bald voltigirt, bald en cartiere davon jagt, stets von mehren Offizieren begleitet. Da indes die Volksmenge um ihn, sobald er einen Augenblick stille hält, ihn rasch umzingelt und dadurch sein Weiterreiten verhindert, so nimmt der Spaß immer bald ein Ende. Man ist ihm anrähig gewesen, sein treffliches Ros zu verkaufen, da es ihm auf seiner Seereise nur große Beschwerte machen werde, und hat ihm tausend Thaler für dasselbe geboten. Er nahm bei diesem Vorschlage einen Blumenstrauß aus einer auf dem Tische stehenden Vase und erwiderte: „Welcher Gärtner wird seine Blumen abschneiden und in einen finstern Schrank verbergen, damit sie dort verwelken? Er zeigt sie Jedermann, damit ein Jeder ihre Schönheit empfinde und sich an ihrem Dufte erfreue; ihre Freude ist sein schönster Lohn. So zeige auch ich mein Pferd und freue mich, daß es Euch gefällt, aber verkaufen werde ich meinen Lebensretter nicht, auch wenn sie mir zehnmal tausend Thaler bieten, wie sie mir schon einmal tausend Thaler boten, — auch nicht, wenn sie mir so viel Geld hinschütten wollten, bis ich selber rief: Halt, es ist genug! Mein Lebensretter ist mir nicht feil!“

Nürnberg, Anfang August

Die am 23 Juli hier begangene dritte Säcularfeier des pegnesischen Blumenordens hat in vielen deutschen Zeitschriften von sich reden gemacht, ja, die harmlosen Schäfer an der Pegnitz haben so arge Angriffe erdulden müssen, daß Sie mir gern erlauben werden, nicht eine Wiederholung der Feier — sie ist zur Genüge besprochen — sondern einige nachträgliche Notizen in Ihrer Zeit-

schrift niederzulegen. Daß der von Ph. Harsbörfer und dem gekrönten Poeten Joh. Klay im Jahre 1644 gestiftete Dichterorden sich noch eines jungen kräftigen Lebens erfreut, ist wahrscheinlich Vielen erst durch die besprochene Säkularfeier in das Gedächtniß zurückgerufen worden, denn durch Thaten war er eben bis jetzt nicht bemüht, gewichtige Zeugenschaft seines Daseyns abzugeben. Sei dem, wie ihm wolle, der Orden lebt noch und ich glaube behaupten zu dürfen, daß er nur in Nürnberg ein so hohes Alter erreichen konnte, — ja, er schlägt junge, frische Wurzeln, die Knospen treiben und deren grüne Blätter sich über das ganze deutsche Land ausbreiten werden. Sie lächeln? Die mir vorliegende „Festgabe zur zweihundertjährigen Stiftungsfeier des pegnesischen Blumenordens“ berechtigt mich, ihm dieses Prognostikon zu stellen. Das Werkchen, nur für die Mitglieder und deren Freunde bestimmt, dürfte vielleicht dem größern Publikum unbekannt bleiben; es möchte aber gleichwohl so manchem Verehrer der Dichtkunst nicht uninteressant seyn, mit den Begabungen der aktiven Ordensmitglieder bekannt zu werden, und darum hier einige kurze Bemerkungen. Der die Einleitung bildende Abriss der Geschichte des Blumenordens von dem als Pädagogen und Philosophen gleich hoch zu achtenden Rektor der hiesigen Handelsschule, Dr. W. B. Mönlich ist nicht nur ein Muster der Stylisirung, sondern macht den Leser auf's Anziehendste mit den verschiedenen Revolutionen, mit den Kämpfen, Siegen und Niederlagen der liberalen und konservativen Parteien, so wie mit den ehemaligen und gegenwärtigen Institutionen der in ihrer Art einzigen Ordensrepublik bekannt, und stellt sich des Verfassers Biographie Herbers, die einen der Vorträge der literarischen Säkularfeier bildete, würdig an die Seite. Dieser Uebersicht der Ordensgeschichte folgen die poetischen Beiträge von sieben und zwanzig Mitgliedern, aus denen folgende eine freundliche Berücksichtigung verdienen möchten. Drei kernige Rundgesänge von Dr. Binder, Nürnbergs erstem Bürgermeister. Zwölf Poesien von

G. J. Dietelmaier, unter denen sich „Sehnsucht nach dem Meere“ und „der Landsmann“ als besonders tief und warm empfunden auszeichnen; wollte sich der Verfasser bei ferneren Leistungen noch etwas mehr der Kürze befleißigen, so würde es denselben außerordentlich gewinnbringend seyn. Der Ordenspräsident, Freiherr von Kres, gab zehn Gedichte, die sich weniger durch schwunghafte Poesie, als durch biedere, kräftig deutsche Geradheit hervorthun. Sieben recht gute Produktionen lieferte Meißner, der sich namentlich auf dem humoristischen Felde gewandt zu bewegen versteht, aber die vollste Anerkennung müssen wir dem Dichter Jul. März zuerkennen, dessen Schöpfungen eine Tiefe des Gefühls athmen, die unwillkürlich an Nik. Lenau erinnert. Seine Lieder der Liebe zeichnen sich hierbei am meisten aus, sowohl durch poetische, klangvolle Diktion, als durch klare, aus dem Leben geschöpfte Anschauung. Der Verfasser, der mit unsern genialen Autodidakten Weiß ein Bändchen Gedichte der Öffentlichkeit zu übergeben beabsichtigt, darf bei jedem Verehrer lyrisch-sentimentaler Poesie auf ungetheilte Theilnahme rechnen. Auch Dr. Mönlich, der bereits erwähnte Verfasser der Ordensgeschichte, hat durch elf anmuthige Dichtungen bewiesen, daß er nicht nur ein Meister der Prosa ist, sondern eben so die Saiten der Poesie zu greifen versteht, daß sie laut und kräftig klingen. Die fünf und zwanzig meist epigrammatischen Beiträge J. Schnerr's verdienen nicht weniger einer rühmlichen Erwähnung, als der Sonettentranz Wilder's, und ich habe die „Festgabe des pegnesischen Blumenordens“ mit vieler Befriedigung aus der Hand gegeben. Der Orden hat Schäferstab und Perücke abgelegt und ein neues, modernes Kleid angezogen, das ist unverkennbar; es wäre nun zu wünschen, daß er durch ein thatkräftiges Fortschreiten auf dem Wege der Reform sich auch nach Außen Bedeutung verschaffen möge, um bei seiner mutmaßlichen vierten Säkularfeier auf die Thaten der letzten hundert Jahre mit mehr Stolz zurückblicken zu können, als auf die der beiden vorhergegangenen.

Kurze literarische Anzeigen.

— Wanderbilder von den Duellen des Rheins bis zum Rheinfalle. Mitgetheilt von Dr. J. Ch. Schwarz, Schaffhausen. In Kommission in der Hurterschen Buchhandlung. — Der Verfasser, jetzt Professor in St. Gallen, war früher Professor der deutschen Literatur und Geschichte an der katholisch-bländnerischen Kantonschule in Disentis, und von hier aus machte er zu verschiedenen Malen jene Ausflüge, deren Ergebnisse er, als einen einzigen zusammengefaßt, in dem vorliegenden Buche mittheilt. Wir müssen es diesen Wanderbildern nachsagen, daß sie inhaltsreich sind, und daß sie uns über die stürmische Jugend des Rheins manches Anziehende mittheilen. Nicht immer gelingt es freilich dem Verfasser, das Landschaftliche oder Architekturische völlig anschaulich zu machen, obgleich es ersichtlich ist, daß er sich sehr darnach bemüht; — dagegen müssen wir ihm für manches Historische dankbar seyn, welches er hier beibringt, von der Geschichte des Klosters Disentis an, bis zu den Notizen über Konstanz zur Zeit des Concils, in welchem auch Sigismund von dem Verdacht der Treubrücksigkeit gegen Fuß freigesprochen wird. Ueberhaupt verhehlt es der Verfasser keineswegs, daß er Katholik ist; und wer wollte es ihm verargen, daß er in Zeiten, in welchen sich der einseitigste Protestantismus so oft in Gelegenheitslichem, in Reiserindrücken u. dgl. geltend macht, auch einmal die Lichtseiten des Katholicismus und die unlängbar günstigen Einflüsse, welche er geübt hat, hervorhebt? Das Recht des Festhaltens ist ein unbestreitbares, und dabei zeigt sich Professor Schwarz da, wo er für dasselbe polemisch auftritt, niemals in einer feindseligen Einseitigkeit. Es begreift sich leicht, daß in dem Buche mancherlei Gedanken und Betrachtungen über Zustände und Erscheinungen der Zeit dem Katholicismus gegenüber vorkommen. Solche Mässonnements und eingekochte Gespräche sind zwar selten erschöpfend, aber doch niemals ohne eigenthümliche Gedankenwendungen; und nur das ist hauptsächlich an ihnen zu bedauern,

daß es ihnen an äußerer Gewandtheit fehlt, daß sie meistens störend in den übrigen Zusammenhang des Buches eingeschoben werden, und daß der Verfasser deshalb bei dem jedesmaligen Schlusse sagen zu müssen glaubt: „Dieses und Anderes waren meine Gedanken, Dieses und Anderes wurde von uns bei dieser oder jener Gelegenheit, an diesem oder jenem Orte gesprochen.“

— Spaziergang durch die Alpen vom Traunstein zum Montblanc. Von Eduard Silesius. Drei Theile. Wien, C. Gerold, 1844. — Der Verfasser verwahrt sich zuerst in der Vorrede, daß er die Reise schlechterdings nicht in wissenschaftlichem oder anderweitigen Interesse, sondern von „rein kalobiotischem Standpunkte aus“ vorgenommen habe. Es ist dies eine Seltsamkeit, eine Art von Lebensphilosophie, die Herrn Eduard Silesius beinahe ebenso unklar zu seyn scheint, wie mir, dem Leser. Hiermit zusammenhängend und ebenso seltsam ist es, daß er in dem

Das wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß, —

das „zerstreuen“ als unterhalten, als amüsiren zu nehmen scheint, während es doch nichts bedeuten kann, als ein Verbreiten über diese weite Welt und ein Erfassen derselben in allen ihren Aeußerungen. Abgesehen hiervon gewähren die drei Bände einen frischen, wohlthuenden Eindruck; Eduard Silesius ist eine offene, gemüthliche Natur, welche die Anschauungen frischweg in sich aufzunehmen vermag. Wir erhalten hierdurch ebenso oft eine liebenswürdige Lebendigkeit, als eine gewisse Oberflächlichkeit, die dann gar nicht unangenehm erscheint, wann sie Leichterem betrifft, die wir aber da durchaus verwerfen müssen, wo sie sich an Bedeutungsvolles wagt, wie z. B. III Bd. S. 60—63 an eine Charakteristik Voltaire's und Rousseaus. Außerdem treffen wir mitunter Geschmacklosigkeiten ad modum längstveralteter Reisebeschreibungen, die Schweiz ist „das non plus ultra an erhabener und schöner Natur und interessanter

Geselligkeit in ganz Europa" und dergleichen Vieles.

— Janus oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien von C. Rorder. Sechster Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. — Der sechste Band dieses umfangreichen Werkes, welcher Rom und dessen Umgebungen enthält, bietet uns eine Fülle von Material. Für die Geschichte Rom's im Alterthum und im Mittelalter, für die Kenntniß der Kunstdenkmale bietet sich uns eine Menge von Notizen, wir sehen überall den fleißigen Sammler, aber das Buch wird für uns kein Ganzes, es bleibt nichts als eine Notizensammlung. Erzählung und Kritik gehen bunt durcheinander, es wimmelt von gelegentlichen Bemerkungen, analoge Erscheinungen aus der neueren und neuesten Zeit werden denen des Alterthums und des Mittelalters zur Seite gestellt; und so finden wir denn auch einen Ueberfluß von allen möglichen Citaten aus allen Zeiten, von nöthigen und überflüssigen, die nur für des Verfassers ausgebreitete Belesenheit Zeugniß ablegen. In gleicher Weise ist der Ausdruck eine Mosaik von Veraltetem und moderner Schreibart, mit unzähligen Einschüßeln; — wir erhalten mit einem Worte ein Bild einer immer beschäftigten, fortwährend angeregten Natur, der es an aller inneren oder nur äußeren Harmonie gebricht.

— Neue Peteröburger Skizzen von Treumund Wely. Schweidnitz, 1844. In Kommission bei L. Herge. — Wenn Treumund Wely in der Vorrede dieses Schlussbandes seiner Peteröburger Skizzen, welchen er „seinen Rezensenten“ widmet, neben der möglichsten Discretion wenigstens die Wahrheit für sich in Anspruch nehmen zu können glaubt, so müssen wir ihm darin Recht geben. Das vorliegende Buch trägt das Gepräge der Wahrheit, jenes Gepräge, welches man erkennt, wenn man auch dem Gegenstande selbst fern ist. Aber mit der Wahrheit allein ist es noch nicht gethan; die vorliegenden Skizzen sind zu breit ausgeführt für den Stoff, welchen sie enthalten, — und wenn der Verfasser in der Vorrede erwähnt,

daß ihm ein Rezensent zu viele Subjektivität in seinem Werke vorgeworfen habe, so können wir dieses Urtheil hier nur wiederholen. Treumund Wely legt zu viel Gewicht auf sein eigenes Urtheil, er stellt dieses bei Dingen in den Vordergrund, für welche wir ihm (wie z. B. in den wenigen Zeiten „der Brand von Moskau“) nicht die nöthige Befähigung und Kenntniß zutrauen können. Ebenso scheint er auf seine Darstellungsgabe zu viel Vertrauen zu haben, welches ihn bewegt, an sich unwichtige Dinge und Ereignisse ausführlich darzustellen und oft in Dialogform einzukleiden. Die interessantesten unter den hier mitgetheilten Aufsätzen sind die beiden ersten, „vom Kaiser“ und „die Osterzeit in St. Petersburg.“

— Bilder aus Spanien und der Fremdenlegion von G. von Rosen. Erster Band. Kiel 1843. Bünsow. — Ueber den Bürgerkrieg in Spanien haben wir in Deutschland von karlistischer Seite manigfache, zum Theil sehr werthvolle Beiträge; die christinische Partei war bisher einzig durch G. Höfen's *Tirocinium* vertreten. Hier erhalten wir von deutscher Hand einen neuen Beitrag zur Geschichte der Kriege der Christino's. Herr G. v. Rosen diente unter der Fremdenlegion in Algier („Bilder aus Algier“ enthalten seine dortigen Erlebnisse), bis die Legion im Sommer 1835 zur Unterstüßung der Königin nach Spanien übergesetzt wurde. Seitdem machte v. Rosen mit seinen Kameraden unter ihren Befehlshabern Bernelle und Conrad die verschiedenen Kreuz- und Quersüge, welche er uns in diesen Bildern mittheilt. Eine Geschichte des Kampfes dürfen wir bei der untergeordneten militärischen Stellung des Verfassers, welche keinen Ueberblick gestattete, nicht erwarten; ebenso fehlte bei den meisten Anschauungen zu sehr die wissenschaftliche Vorbereitung, als daß sie eigentlich lehrreich für uns seyn könnten; dagegen können wir das Buch wegen der Frische und Treue seiner Auffassungen (mögen sie leider hier und da auch von einem etwas niedrigen Standpunkte ausgehen) als lesenswürdig empfehlen.

Gelegenheitliches.

(Eröffnung des Leipziger Stadttheaters). Herr Doktor Schmidt hat nun die Eröffnung seiner Unternehmung überstanden, zu welcher ihm das beste Glück zu wünschen ist. In dem Leipziger Tageblatte ist eine Besprechung der ersten Vorstellung von Heinrich Laube enthalten, der, wie es scheint, als Dramaturg die Leistungen begleiten will. Wir wünschen, daß er die Lust nicht verlieren möge, wenn er jenen Hindernissen begegnet, die schon zu Lessing's Tagen von dem Amte eines Dramaturgen unzertrennlich waren und diesem großen Geiste das Geschäft unerträglich machten. Mit Schonung tadeln ist schon schwer, schwerer aber ist es noch, das Lobenswerthe mit Mäßigung loben. Gewöhnlich will man nach manchem ausgesprochenen Tadel, durch das Lob wieder veröhnen und geht dann mit der besten Absicht und von seinem offenen Herzen geleitet, gern zu weit. Wer wahr und scharf ist, hat aber wenigstens den einen Theil des Publikums, der es ernst mit der Sache meint, für sich, wer aber in seinen Urtheilen halb ist, den Tadel nicht in seiner Herbheit herauslassen will, hier beschönigt, dort umschleiert, Manches verschweigt oder nur leise berührt, was Tadel verdient, der verdirbt es mit allen Theilen. Er unterordnet sich der Anstalt, wie der allgemeinen Stimmung, und wagt er einmal eine Opposition, so wird sie ihm partheiisch ausgelegt und es wird dem Kritiker sehr schwer werden, seinen Ansprüchen Kredit zu verschaffen. Niemand wird es in Abrede stellen wollen, daß ein Unternehmen, wie es Herr Schmidt in Leipzig beginnt, seine großen Schwierigkeiten hat, daß er seine Zeit und Ruhe, vielleicht einen Theil seines Vermögens umsonst hinopfert, ohne die Schauspielkunst in ihrem Gesammumfangen dadurch zu fördern. Jeder wird sich sagen müssen, daß ihm vor allen Dingen, das Vertrauen und die Zuneigung des Publikums hiebei entgegen kommen muß, um ihn gleich anfänglich zu unterstützen und mit den Mitteln auch den Muth zu verleihen, die ersten und ferneren Schritte

auf der beschwerlichen Bahn zu wagen und die nothwendige Sicherheit zu erlangen, die den Erfolg in Aussicht stellt. Es ist allerdings an der Zeit, vor und bei der Eröffnung einer solchen Anstalt, das Publikum über die Schwierigkeiten zu belehren und ihm die günstige Stimmung zu verleihen, die Handlungen und Strebnisse des neuen Theaterdirektors in dem rechten Lichte zu sehen. Dieses soll aber auf umfassende Weise, so gründlich als möglich geschehen; das Publikum muß Alles wissen, in Alles eingeweiht werden, wenn die rechte Theilnahme dafür in ihm erweckt werden soll. Den Kritiker geht die Sorge dafür nichts an. Er darf nur das beurtheilen, was zur Anschauung kommt, und hat sich nicht um die Beweggründe zu kümmern, daß es so und nicht anders für den Augenblick zur Anschauung kam. Die Rücksicht des Publikums im Eingange zu der Kritik in Anspruch nehmen, heißt diese ihrer Würde berauben und sie entkräften. Es ist, als wollte man ein Bild deshalb nicht geradezu verdammen, weil der Maler in dem Orte, wo er malte, keine guten Pinsel haben konnte, und weil sein Farbenreiber krank geworden war. Nach dem Berichte des Herrn Laube war das Zusammenspiel zu loben, und dies ist allerdings bei einem Stücke, wie Schiller's Don Carlos, ein großes Lob, welches dem Oberregisför Herrn Marr gespendet wird, ebenso waren die Nebenrollen durchweg genügend besetzt, ein Punkt, der gleichfalls von großer Einsicht und von einem hinlänglichen Personale zeigt. Der König Philipp von Herrn Marr dargestellt, bildete nach Laube's Ausdruck „den sturmfesten Mittelpunkt des Ganzen“. Wo indeß die Nebenrollen alle gut besetzt sind und das Zusammenspiel tüchtig ist, bietet sich ohnehin eine Festigkeit dar, die dem Sturme trotzt. Aber welcher Sturm ist hier denn überhaupt wohl gemeint? Der Sturm im Innern, auf der Bühne, ist nicht denkbar, wo Alles in einander greift und sicher einstudirt wurde; der Sturm von Außen, im Parterre, kann sich ebenso wenig erheben, wo

von Oben keine Veranlassung dazu gegeben wird. Was wir sonst noch aus dem Bereiche des Herrn Laube entnehmen, ist, daß der sogenannte „erste Liebhaber“, erst zum nächsten Frühjahr eintreten wird und mithin ein Anderer die Rolle des Don Carlos für ihn übernommen hatte. Das Urtheil des Herrn Laube heißt: „Herr Richter spielte die Rolle mit großer Lebhaftigkeit; für so große Affekte ist Schönheit der Sprache, der Mimik, ist Kraft des Ausdrucks in hohem Grade erforderlich und Herr Richter wird in „ebeneren“ Rollen seine jugendlichen Kräfte sicherlich noch günstiger entfalten. Die volle Aussprache der Umlaute, das Berechnen der Tonkraft wird er leichter gewinnen, als die Veredlung des mimischen Ausdrucks.“ — Wir sehen nun hieraus, daß Herr Richter nicht nur der Rolle noch nicht gewachsen ist, sondern daß es ihm auch noch an einer festen Ausbildung der Aussprache und der Rede so wie der Mimik gebricht, mithin an Erfordernissen, die ein Schauspieler, und sei er auch noch so jung, mitbringen sollte, wann er sich vor dem Publikum zeigt, um wie viel mehr bei einer Bühne, die mit Ansprüchen vor einem gebildeten Publikum, einer Stadt von Leipzigs Bedeutung, eröffnet wird. — Von dem Darsteller des Posa, Herrn Marrder, behauptet Herr Laube, daß er zu den besten Hoffnungen berechtigt, fügt jedoch hinzu: „daß er noch zu viel und zu theatralisch nüancire, wie dieß gewöhnliche Mitgabe kleiner Theater ist.“ Karlsruhe mag sich dafür bedanken, an seinem kleinen Theater war Herr Marrder eine Reihe von Jahren angestellt. Er gab aber hier auch keinen Posa, sondern war Baritonist bei der Oper. Hierauf mag sich denn wohl auch die Hoffnung gründen, die Herr Laube hegt, da Herr Marrder erst seit einiger Zeit sich zu Darstellungen im Schauspiel gewendet hat, denn sonst kann bei einem Bierziger wohl nicht mehr von Hoffnungen dieser Art die Rede seyn. Die Darstellerin der Königin war „unter den gegebenen Verhältnissen“ wohl genügend, ob Organ und theatralische Kraft über Anstandsrollen hinausreichen, weiß Herr Laube nicht zu sagen. Wer wollte aber überhaupt die Königin im Don Carlos zu den sogenannten Anstandsrollen zählen? Wenn gleich An-

stand zu dieser, wie zu jeder andern Rolle in diesem Stücke, unerlässlich ist, so kann man ihn bei der Königin doch unmöglich als besonderes und alleiniges Requisit (um uns eines Theaterausdrucks zu bedienen) hervorheben. Ohne in eine nähere Charakteristik eingehen zu wollen, führen wir nur an, daß von einer wahrhaft begabten Künstlerin ein wehmüthiger Gefühlsausdruck über diese Königin von Spanien gehaucht werden muß, der den Anstand, wie ihn der spanische Hof begriff, ganz darüber vergessen läßt, wie sie ihn selbst vergißt, von dem ersten Moment im Garten bis zu dem schwermüthigen Ausrufe: „In meinem Frankreich war's doch anders!“ — Den uneingeschränkten Tadel erfährt die Darstellerin der Eboli, ein „werthvolles Mitglied des früheren Theaters“. Sie soll im Ausbruche der höchsten Leidenschaft „langsam, pathetisch und doktrinär“ gesprochen haben. Von der Ausstattung wird gerühmt, daß sie anständig war, von der Kostümtrug, daß sie vortrefflich und von überraschend historischer Nichtigkeit zeugte. Die Dekorationen waren noch mangelhaft; aber für die abräumenden Theaterdiener war eine gute Livree besorgt und für „elegantes Detail aller Art“ fehlte es nirgends an Aufmerksamkeit. Wenn der Herr Kritiker nun damit schließt: daß die Direktion von dem Publikum mit Zug und Recht verlangen kann, daß es guten Muth und Vertrauen mitbringe, für eine so schwierige erste Einrichtung, „welche erst nach einigen Monden in ihren Kräften und Ansichten ganz entwickelt seyn kann“, so können wir nichts dagegen einwenden, da wir, besonders was den letzten, wörtlich angeführten Satz, betrifft, den Leipziger Bühnenverhältnissen zu ferne stehen. Wenn jedoch Herr Laube es ausspricht: „daß die Leipziger eines sorgfältigen und würdigen Schauspiels gewärtig seyn dürfen“, so dürfen wir nach obiger Mittheilung über das Eröffnungsschauspiel, selbst aus der Ferne unsere Zweifel entgegenhalten. Uns scheint nach Obigem, daß die Nebensachen besser beachtet worden sind, als die Hauptsachen; daß das Personal ungenügend war, während die Kostüme historisch treu und sogar vortrefflich waren; daß die Theaterleute eine gute Livree hatten und das „Detail“ elegant war, wäh-

rend der ernste Hintergrund des Gemäldes, das Einzige, was von allen Nebendingen zunächst der Kunst angehört, die Dekoration noch unvollständig war. Nach unserer Meinung hat die Direktion einen Mißgriff gethan, den Don Carlos zu wählen, wenn sie ihn nur so geben konnte. Ein Stück zu wählen, zu dem Alles fertig da war, zu dem die vorhandenen Kräfte genügten, wäre wohl mehr am Plage gewesen. Der Kunstgriff, das Theater zuerst von seiner schwachen Seite zu zeigen, um es nachher in leichteren Vorwürfen desto mehr glänzen zu lassen, ist bei diesem Unternehmen, dem gewiß ein ernstes Streben und ein guter Wille zu Grunde liegt, nicht zu denken. Weil wir dieß Legtere anerkennen, und der Eröffnung der Leipziger Bühne daher mit Erwartung entgegen sahen, konnten wir uns nicht enthalten, die schmerzliche Enttäufung, die uns aus dem ersten Berichte über dieselbe zu Theil ward, hier öffentlich auszusprechen. Wir wollen hoffen, daß uns die nächste Zukunft beschehen wird, nach welchen Grundsätzen diese neue Anstalt geleitet wird, durch welche Wirksamkeit sich die Thätigkeit des Herrn Oberregisseurs kund gibt und wie weit die vorhin ein gefaßten Hoffnungen von den gewonnenen künstlerischen Talenten ihre Berechtigung erhalten, als wirkliche Hoffnungen, wenn auch erst in Verfolge der Darstellungen, beibehalten zu werden. Uns leitet hierbei, wie wir schon anfänglich sagten, der Wunsch, allen Bestrebungen, die darauf zielen, das so sehr in Verfall gerathene Theaterwesen zu heben, förderlich zu seyn; dieß kann man aber nur dann, wenn man aufrichtig die Wahrheit sagt, nichts verschweigt und auf unabwendbare Verhältnisse eben so aufmerksam macht, wie auf Anzulänglichkeiten hinweist. Weiden kann nur dadurch abgeholfen werden, und der Direktor einer Bühne, dem eine solche Kritik sich anschließt, darf sich sagen, daß er in ihr einen Freund besitzt, der alle Lobhübler aufwiegt und alle Uebelwollenden bald zum Schweigen, oder doch mindestens zur völligen Nichtbeachtung verdammen wird.

(Ein Konzert in Lichtenhal und der Violinspieler Alexander Voucher.) In Baden bewegt sich seit einigen Wochen eine seltsame Gestalt, ein Mann, der

einst großes Aufsehen gemacht hat, als die Begeisterung und er selbst noch jünger waren. Es ist dieß der Violinspieler Alexander Voucher. Es war eine Zeit, in welcher er noch das kleine dreieckige Hütschen auf dem Kopfe trug und die Menge eben so sehr durch die Kunst seines Spiel's als durch die wunderbare Aehnlichkeit mit Dem, welchen die brandenden Bogen St. Helena's bereits ihr wildes Lied sangen, in Erstaunen setzte. Seitdem war Voucher lange Zeit so gut wie verschollen, Napoleon wurde zu den Invaliden gebracht, und man erfuhr bei dieser Gelegenheit nichts von seinem geigenden Doppelgänger, — bis er in diesem Sommer in Baden auftaucht. Freilich, die Zeit, welche eine Kaiserleiche bereits in Staub zerfallen ließ, hat auch seinen lebenden Leib arg mitgenommen; aber noch immer spricht uns von Stirne, Nase, Kinn und Backenknochen geisterhaft jenes schöne, gewaltige Antlitz an, welches gebietend auf das Schicksal der Welt niedersah. Die Maske des Kaisers von einem alten wirren Geigenspieler dieser bunten, gasfenden Badewelt zur Schau getragen, — es liegt etwas Seltsam-Behmüthiges in dem Anblick.

Von Alexander Voucher nun erzählt die *Revue de Paris* eine sonderbare märchenhafte Geschichte.

Eine halbe Stunde von Baden liegt, wie männiglich bekannt, das schöne Kloster Lichtenhal mit dem großen Waisenhause, den frommen Nonnen, der schönen gothischen Kapelle, dem rauschenden Bache und mit dem weiten Klosterhofe, in welchen die Tannen des Cäcilienberges dunkle Schatten werfen. Es wohnt hier eine schöne, tiefe Stille, und auch Voucher wurde von ihr, von den Reizen der Gegend und von dem feierlichen Gesange der Klosterfrauen so ergriffen, daß er im Jahr 1819, als er in Baden war, für sie ein „*O salutaris*“ komponirte. Nach fünfundzwanzig Jahren kommt er wieder in diese Gegend, und seine erste Erinnerung ist Lichtenhal. Er findet in dem Kloster noch vier Schwestern, welche ihn kennen, welche ihm sagen, daß seine Hymne noch an hohen Festtagen gesungen wird, und welche ihn einladen, sie zu hören.

Zufällig befand sich unter den Anwesen-

den die Mutter einer jungen Klosterfrau, welche gekommen war, um ihr Kind zu sehen, — eine Spanierin von Geburt und an einen deutschen Offizier verheirathet. Die Nonnen, welche Boucher von früher kennen, erinnern sich, daß ihm Spanien zweite Heimath sei, und bitten ihn neugierig, mit der Dame spanisch zu reden. Es geschieht; die lange nicht gehörten Töne wecken in Beiden alte Erinnerungen; die Eine zieht die Kastagnetten aus der Tasche, welche sie niemals verlassen (seltsam! Wie lange ist sie denn schon in Deutschland?) und der Andere beginnt spanische Volkswesen zu spielen. Das Sprachzimmer ertönt von den phantastischen Melodien, von dem Klappern der Kastagnetten, das ganze Klosterpersonal läuft zusammen, die Aebtissin an der Spitze, die Freude, die Fröhlichkeit sind unaufhaltsam, man lacht, singt und tanzt.

Dann, nach dieser thörichtigen Ausgelassenheit, ersucht man Boucher, sein „O salutaris“ zu spielen, und mit Andacht und feierlicher Stimme fallen die Klosterfrauen ein. Später wurde die Hymne noch einmal vor gewählter Gesellschaft aufgeführt. — Die Musik ist, fügt der französische Berichterstatter hinzu, in Deutschland eine Sprache, welche Jedermann spricht und versteht. —

Ist das nicht eine seltsame Geschichte, der alte Geiger mit dem Napoleonsgesicht, das tanzende Kloster, die Frau mit den Kastagnetten? Gewiß; — aber es ist nur Schade, daß man in ihr so leicht die Dichtung von der Wahrheit scheiden kann. Die Erzählung ist, wie Boucher's Spiel überhaupt, welches rein und melodienreich anfängt, wie sein „O salutaris“, und welches bald in irre Sprünge, in ein wahnsinniges Capriccio überschlägt.

(Die unzufriedene Gegenwart.)
Trotz den mannigfachen und unlängbaren Verbesserungen unserer gesellschaftlichen Zustände hört man doch immer Klagen der Unzufriedenen und Verdrießlichen. Nirgend ist es ihnen recht. Eine Stadt von zwanzigtausend Einwohnern, ist ihnen ein Dorf; das Kasino ist ein langweiliger Pferch, das Theater ist elend, die Bildergalerie nicht der Mühe werth, die Gesellschaften steif; kurz, man weiß nicht wie man es als geist-

reicher Mann von moderner Bildung anstellen soll, sich standes- d. h. geistesgemäß zu unterhalten. Man schimpft und räsontirt, um sich wenigstens Lust zu machen. Hier ist es zu altmodisch, und Alles zu sehr nach einem fremdlichen Herkommen gemodelt; dort sind die Leute zu schroff und einseitig; hier ist Alles zu neu, kein geschichtliches Interesse verknüpft sich mit den Dingen, die Einen umgeben und macht sie interessant; dort ist zwar Geschichte genug, aber kein rechter Sinn dafür da, und die Leute kehren sich leer und leicht der Modernität zu. Diese Klagen werden nicht nur gesprochen, sondern auch gedruckt, und wenn ein Unbefangener das hört und liest, möchte er die Hände über den Kopf zusammenschlagen und ausrufen: „Hat sich denn Alles bei uns so sehr verschlimmert? Sind das die Früchte des Friedens und des Fortschritts? Sieht's so bei uns aus? Welch' eine Erbärmlichkeit! Städte, die wir sonst mit eintigem Respekt zu nennen gewohnt waren, sinken täglich immer mehr in unserer Achtung und am Ende nützen uns die Eisenbahnen, welche diese Städte verbinden, rein zu nichts, denn es wird der Mühe kaum verlohnen, so etwas kennen zu lernen.“ — Allein es verlohnt schon der Mühe, und besonders thut es Noth, diese Zustände und den Zusammenhang in's rechte Licht zu ziehen und unter die Lupe zu nehmen.

Unzufriedenheit ist ein Hauptzug im Charakter der Gegenwart. Der menschliche Geist hat den Zug zur Höhe, zur Vervollkommnung; den Trieb darauf hin zu wirken. Nun gibt aber der lange Friede und die daraus entspringende Uebervölkerung, zu wenig Anlaß, diesem Triebe auf die rechte Weise zu genügen. Zu viel müßige Hände, aber noch viel mehr müßige Köpfe überall, trotz der wachsenden industriellen Thätigkeit in allen Fächern. Daraus hat sich denn eine Art von moderner Völkerverwanderung gebildet, oder besser von moderner fahrender Ritterschaft. Der Müßiggang drängt hinaus zu abenteuerlichen Fahrten. Man macht sich auf den Weg und kommt mit halbausgegohrenen Gefühlen und Begriffen zu fremden Bevölkerungen, die sich meistens gegen solche Besucher mit mehr oder weniger

Mißtrauen benehmen. Man weiß, daß man ihrer mürrischen Beurtheilung, allen sarkastischen Einfällen und Witzeln, allen boshaften Vergleichen, der lieblosesten Behandlung ausgesetzt ist. Man weiß, daß man da oder dort, in Blättern, Flugschriften, Reisebeschreibungen, Cameraobscura-Bildern, Weltfahrten und Spaziergängen, Dinge über sich zu lesen erhalten wird, die Einem nicht wohl gefallen können. Man hegt eine gerechte Scheu, das Strohblatt eines Witzjägers, eines mürrischen Beobachters, eines Meßkünstlers zu werden, der einen unpassenden Maßstab an die heimischen Verhältnisse legt, die uns von Jugend auf lieb und werth geworden sind, und die man mit allen ihren anklebenden Mängeln, nicht gegen Andere vertauschen möchte. Man soll sich nicht höflich grüßen und bekompimentiren; nicht Bier trinken, nicht „Schöppeln,“ zu einer andern Stunde zu Mittag essen, zu einer andern spazierengehen; Corsofahrten einrichten, in den Kaffeegesellschaften statt zu lästern und „die Leute auszurichten,“ über die Frau von Paalzow, Karl Gutzow oder wohl gar über Robert Keller's jüngsten Roman und Palm's Tragödien disputiren. Man wird als dumm, einseitig, ungasstlich, stumpfsinnig verschrien; oder man ist affektirt, kokettirt mit der Kunst; oder man ist zu sehr dem materiellen Genuß hingegeben. Dafür will man sich rächen; der Ingrimm wächst, aber die rechte Waffe fehlt; die Deffentlichkeit will nicht betreten werden, man verschanzet sich so gut man kann, gegen den Eindringling, und dieser schwebt haltlos am fremden Orte und wird immer mißvergnügter. Das in Vergessenheit gerathene: „Bleibe im Lande und nähere Dich redlich“ ist nur allein an diesem argen Zerwürfniß schuld. Wäret Ihr sämmtlich zu Hause geblieben, und hättet Ihr der Welt dann die eigenen Zustände geschildert, wie Ihr sie kennt und mit dem Theil von Liebe und Achtung, die jeder gutgeartete Sohn für seine Mutterheimath im Busen trägt, Ihr würdet Euch Dank verdient haben, und der Literatur wie der Gesellschaft einen Dienst leisten. Und was mehr ist, Ihr selbst würdet glücklicher seyn. Käme dann irgendwo selbst eine grämliche Stimmung zu Tage, man würde ihr nicht abhold seyn

können, aber solch' ein Heer von Misanthropen und Weltverbesserern, die überall ihre böse Laune hintragen, verderben nur den Humor der Andern und säen Unkraut unter den Weizen.

Lassen wir einmal die in Umlauf gesetzten Urtheile über unsere deutschen Städte von Ansehen und Gewicht, die Musterung vorübergehen. Da ist Berlin, das ist kalt oder lächerlich in seinem Enthusiasmus; Hamburg, das ist kunstfeindlich; Frankfurt, das ist krämerhaft; Stuttgart, das ist dumm und trübselig; München, das ist katholisch und bierliebend; Wien, bloß dem Essen und Trinken zugethan; Dresden, kleinstädtlich und steif; die kleinen Residenzen sammt und sonders desgleichen; die großen Badeorte von vornehmer Misere und Abenteurern angefüllt, durch das öffentliche Spiel verpestet; eine gerühmte Gegend entspricht den gehegten Erwartungen nicht; gepriesene Kunstwerke lassen zu wünschen übrig; kurz nirgend ist es auszuhalten! Von Städten wie Bamberg, Würzburg, Chemnitz, wie Mannheim, Koblenz, Magdeburg läßt sich nichts sagen und nun gar Fulda, Lüneburg, Hof, Zwickau! Welch ein Mann von Geist und moderner Bildung könnte da leben? Armes Deutschland! arme Deutsche! Wie sind wir im neunzehnten Jahrhundert doch so enttäuscht worden! Sonst priesen wir uns glücklich, daß die Bildung in unserm schönen Vaterlande so gleichmäßig überall hin vertheilt sei; jede Stadt, auch die kleinste, hatte ihre Berühmtheit, ihre Merkwürdigkeit, ihren gebildeten Kreis, dank sei es der Abwesenheit aller feindlichen Centralisation; und nun! —

Zu unserm Troste wollen wir die Blicke nach innen kehren und uns nicht irren lassen. Unser Vaterland ist schön, gesegnet, gebildet; unsere Städte sind freundlich, lieblich, großartig, eigenthümlich. Wo wir auch leben mögen, überall sind Elemente vorhanden, um uns das Leben angenehm, erfreulich zu gestalten. Wer diesen glücklichen Sinn besitzt, wer ihn sich zu gewinnen vermag, wird sich bald überall heimisch finden; wer es nicht kann, „der stehe weinend sich aus unserm Bund!“

Seid Ihr je schon in jene verlassenere Thäler gekommen, wo die Menschen ein so dürftiges Leben hinleben, wo so Alles fehlt, was Euch unentbehrlich scheint, und wo sie doch so zufrieden sind und sich nichts weiter wünschen von der Welt zu besitzen und zu empfangen? — „Das ist Beschränktheit, wendet Ihr ein, die kennen eben nichts Besseres.“ — Doch; der Gröbener verläßt sein Thal als kleiner Junge und wird Handelsmann. Er durchzieht die Welt, erwirbt viel Geld und lernt die Genüsse Alle kennen, wie sie die verfeinerten Zustände bieten. Sein heiteres Naturell gibt ihm die Empfänglichkeit dafür; er wird ganz zum andern Menschen. Allein gegen das Ende seiner Tage treibt's ihn wieder nach Haus, in die Heimath, von der ihm fast keine Erinnerung mehr blieb, da er sie so jung und unerfahren verlassen hat. Aus Madrid und London, aus Berlin und Wien, aus New-York oder Rio de Janeiro, wo er als reicher Kaufmann viele, lange Jahre gelebt hat, zieht er heim, und das Herz lacht ihm im Leibe, wenn er wieder den grünen Kirchturm von Sankt Christlein erblickt und sein sehnlichster Wunsch ist befriedigt, wenn er mit allem seinem Gelde sich ein freundliches Haus und Güter im Heimathstheile erwerben kann. Es hat ihm in der Fremde natürlich nicht recht gefallen wollen; allein er hat nicht daran gedacht, ihre Sitten und Gewohnheiten zu verbessern und seiner Kritik zu unterwerfen, und hat die Menschen eben damit entschuldigt, daß sie keine Gröbener sind wie er. — Der kleine Savoyard kommt nach Paris, wird ein Mann, treibt seine Geschäfte, und wenn er etwas erspart hat, eilt er wieder in sein beschneites Alpenthal, um die Koraula zu singen und die Catarina zu tanzen; denn die Pariser haben den ungeheuern Fehler, diesen herrlichen Gesang, diesen reizenden Tanz nicht zu kennen. — Aber noch mehr! Ihr lest überall in den Zeitungen, von den Verheerungen, den die Lawinen angerichtet haben. Das müssen fürchterliche Stätten seyn, die ihren Zerstörungen ausgesetzt sind. Die Leute wandern gewiß aus und siedeln sich in den breiten, geschützten Thälern, oder gar in der Ebene an. Keinesweges. Sie bleiben, sie

harren aus; sie weichen keinen Schritt breit und verlassen die väterliche Hütte nicht, und wenn das Verderben noch so drohend über ihren Häuptern hinge. Das ist wieder Beschränktheit; o nicht doch! es ist die rührende Liebe zur Heimath. Es gibt Dörfer in den Alpen, wo allabendlich das Glöckchen geläutet wird, um daran zu mahnen, daß der ganze Ort schon oft verschüttet wurde, und die Leute sprechen ihren Abendsegen und legen sich schlafen; die Welt steht ihnen offen; ihre ärmlichen Bedürfnisse werden sie überall befriedigen, denn sie können und wollen arbeiten, allein ihre Heimath ist ihnen zu werth. — Da ist auf einem der höchsten Alpenpässe ein Ort, aus einigen wenigen niedern Hütten, der heißt Trefui. Gegenüber liegen die höchsten und wildesten Felsen, deren Niesenspalten Gletscher ausfüllen, die immer weiter vordrängen und den schützenden Raum immer mehr verkleinern; über den Häusern steht etwas Gehölz, das keinen Schirm gegen die Schneemassen gewähren kann, die jeden Winter zerstörend herabwehen. Von allem übrigen Leben geschieden; Brodkorn und Früchte auf viele Stunden weit entfernt; selbst zur Taufe und zum Begräbniß müssen die Einwohner fünf Stunden weiter hinab. Und doch bleiben sie oben, sind zufrieden, froh, glücklich. Sie sind eben in Trefui geboren. Ist das nicht rührend? —

Lasset Euch das ein Spiegel seyn; bleibt daheim und strebt nicht hinaus; gewinnt erst den rechten Halt im Leben, und die Dinge werden Euch im rechten Lichte erscheinen und Euch wohlgefälliger seyn. Und nun betrachtet noch Eins Ihr Literaten! Wenn Ihr um Euch blickt, so seht Ihr, daß der Künstler seine Kunst liebt, der werththätige Arbeiter sein Geschäft, der Förster seinen Wald, der Bergmann seinen Schacht u. s. w. Ist das bei Euch auch der Fall? Liebt Ihr wahrhaft die Literatur? Da fängt Euer Zorn und Verdruß zu allererst an; da werden alle Euerer Schmerzen erst recht wach und lebendig, und wahrlich der Name Welt-schmerz, den Ihr erfunden und dann wieder lächerlich gemacht habt, ist bezeichnend für Euch und für die Welt, für die Schmerzen, die Ihr mit aller Welt empfindet und die

Ihr aller Welt macht. Die glücklicher Begabten sollten sich aber dadurch nicht irren lassen. Man darf gerade nicht wie weiland Johann, der muntere Seifensieder, jedem Tage sein frohes Lied entgegenplärren, allein das Leben um uns mit seinen Erscheinungen ist auch nicht zum Verzweifeln.

(Ein Lebenszeichen). Der Fürst Pückler hat wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Man hat gegenwärtig seit langer Zeit nicht mehr von ihm geredet, und der arme Fürst hat doch während seines Lebens genug gethan, um von sich reden zu lassen. Er hat einen Park angelegt, er hat Bücher geschrieben, sehr geistreiche Bücher, hat den Vicekönig von Aegypten besucht und mit der deutschen Demokratie geliebäugelt; er ist mit seiner Abyssinierin und mit seinen arabischen Pferden in Deutschland herumgereist, und hat sich und diese betrachten lassen; er hat, als ziemlich der Redestoff auszugehen anfang, in den Zeitungen von dem Verkauf seiner Herrschaft Muskau reden, er hat endlich ein dickes Buch über seine eigene blaferte Persönlichkeit schreiben lassen. Und doch redet man nicht mehr von ihm, und doch denkt in Deutschland kaum noch Jemand an „den geistreichen Verstorbenen.“ Einstweilen, damit doch wieder ein wenig sein Name genannt werde, hat der edle Fürst in Muskau einen „Negerjüngling“ taufen lassen, und alle Zeitungen haben ihm den Gefallen gethan, diese Nachricht zu verbreiten. Auch wir ermangeln nicht.

— Professor Dr. Kölscher ist von der Wittve Seydelmanns ermächtigt worden, den handschriftlichen Nachlaß und die Briefe

desselben zum Zweck eines sein Leben und sein Wirken darstellenden Werkes zu veröffentlichen, und ersucht deshalb alle Besitzer von Briefen Seydelmanns, ihm dieselben — so wie auch sonstige Notizen über sein Leben — mitzutheilen. Das Buch wird bei Alexander Dunker erscheinen. Materialien zu einer Darstellung Seydelmanns liegen bereits mannigfache vor, das Buch Lewalds, der größere Aufsatz Gupstows, welcher zuerst im Telegraphen stand, und manche kleinere Aufsätze, welche kurz nach seinem Tode erschienen. Daß man aber hier sein Bild auch in einem größeren Werke feststellen will, ist sehr zu loben; Seydelmann war ein Moment in der Geschichte unserer darstellenden Kunst, es ist nöthig, seine Bedeutung allseitig aufzufassen, bevor uns die Jahre sein Bild zu weit entfernt haben. In dieser Uebersetzung heißen wir das obige Werk willkommen und unterdrücken einige Bedenkllichkeiten, welche der erste Anblick der Anzeige in uns erregte.

— Ein französisches Blatt schreibt: „Der unglückliche Leipziger Verleger, welcher für eine Summe von 10,000 Franken das Recht erlangt hat, den ewigen Juden früher zu veröffentlichen, als ihn Frankreich zu besitzen das Glück hat, ist nicht glücklich gewesen; Deutschland hat nicht angebissen, — Deutschland und Frankreich haben auf gleiche Weise entschieden. Der Klügste und am besten über den Stand der Dinge Unterrichtete ist der Buchhändler Gosselin, welcher einen Neukauf von 30,000 Franken dem gefährlichen Glücke, Verleger jenes ewigen Juden zu seyn, vorgezogen hat.“

Nachrichten.

(Karlsruhe.) Herr und Frau Steinmüller aus Hannover, sind in diesem Augenblicke Gäste auf unserer Bühne. Frau Steinmüller, ist uns noch als Fräulein Schrickel in gutem Andenken; wir sahen ihre Anfänge und erfreuten uns ihres Fortschritts. Jetzt dürfen wir sie den ausgezeichnetsten deutschen

Sängerinnen beizählen. Ihre Stimmmittel, ihre Schule, so wie ihre Darstellungsgabe stehen auf gleich hoher Stufe. Was Herrn Steinmüller betrifft, so machten wir in ihm die Bekanntschaft eines musikalisch gebildeten und sehr glücklich begabten Sängers, der besonders als Barbier von Sevilla, seine

großen Vorzüge zu entwickeln wußte. Seine Stimme erschien vollkommen ausgebildet, sein Vortrag war sicher, und sein Spiel ausdrucksvoll. Zum Zweitemale trat das Künstlerpaar in der Lucia auf, und die gespannten Erwartungen wurden vor dem übervollen Hause vollgültig gelöst.

(Dresden.) In der Ausstellung der Kunstakademie befindet sich gegenwärtig der „Damenfrieden“ von Bixye, dem großen Belgischen Historienmaler. Die Europa theilte früherhin den Inhalt und die Anordnung dieses Bildes mit. Von den übrigen Gemälden nehmen wohl die „Melusine“ von Sübner und „die Himmelfahrt Maria's“ von Wilhelm Schadow, die ersten Stellen ein. Mit eben solcher Kunst, wie dort die Poesie des Sinnlichen, wird uns hier die des Ueberirdischen zur Erscheinung gebracht.

(Frankfurt.) Die Europa theilte früherhin die Nachricht mit, daß das Standbild Goethe's am 28 August enthüllt werden würde. Diese Hoffnung hat sich nicht bestätigt. Was den Aufschub veranlaßt hat, wissen wir nicht, da doch einerseits die Arbeiten in der Anlage in Frankfurt bereits weit vorgerückt sind, andererseits das Standbild selbst vollendet in der königlichen Erzgießerei in München steht, so daß die Errichtung bis zu jenem Tage durchaus nicht als eine Unmöglichkeit erscheint. Der Geburtstag wäre hiermit versäumt; Frankfurt wird nicht an dem Tage das Bild des Dichters begrüßen, an welchem er selbst vor fünf und neunzig Jahren die Welt begrüßt hat. Wann wird man jetzt zur Errichtung und Enthüllung schreiten? in diesem Herbst noch,

oder an Goethe's Geburtstag im nächsten Jahre? — Wir hatten schon von manchem deutschen Dichter gehört, der nach Frankfurt pilgern wollte, um sich vor dem Bilde dessen zu neigen, dessen Geistesnähe wir ewig fühlen, und der einstweilen den Stab wieder in den Winkel gestellt hat.

(Paris.) Wie groß will Paris noch werden? Wann wird man aufhören, diesen unendlichen Steinmassen neue, noch größere zuzufügen? Staunenswerth ist es gewiß, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig ungefähr 700 Privathäuser im Bau begriffen, daß 35,000 Bauarbeiter beschäftigt sind, daß 15 Kirchen neu gebaut, umgebaut, restaurirt oder verschönert werden, daß man hier einen Palast für die Normalschule, dort ein neues Bibliothekgebäude, ein neues Gefängniß u. s. w. errichtet, daß man Wasserleitungen unternimmt u. s. w. — Es ist den Bäumen allerdings dafür gethan, daß sie nicht in den Himmel wachsen; aber dieses Anwachsen der Städte, welches allmählig jedes Glück einer friedlichen Beschränktheit, jede naive Unkenntniß der Verhältnisse verschlingt, scheint unaufhaltsam. Die Ibyllenspoesie wird aufhören, und die Mystères-Romane werden zunehmen.

Nekrolog.

— Wolfgang Amadeus Mozart, ein Sohn des großen Mozart, und selbst ein angenehmer Tonsetzer und tüchtiger Klavierspieler, ist zu Karlsbad, 53 Jahr alt, gestorben.

— Zu Kartum im Lande Sudan starb Dr. Max Koch, durch seine Studien in Aegypten und seine Reisen im Innern von Afrika bekannt, 36 Jahre alt, von welchen er zehn im Orient zugebracht.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

- 1) Französische Uniformität.
- 2) Feuerlied, von Arndt, Musik von Elise Müller.

August Bewald.